

Abreißkalender.

Unter den Krebisen in der Gegend von Steinfel und Müllendorf herrscht große Aufregung und Entrüstung wegen niederträchtiger Verräterei eines der Ihrigen.

Über den Zusammenhang war Folgendes in Erfahrung zu bringen.

Seit geraumer Zeit war ein Solokrebs, der in seinen Kreisen hohes Ansehen genoß, spurlos verschwunden. Es ging erst die Rede von einer Entführung nach dem Vorbild des Falls Matteotti, aber da sich der Verschwundene nie um Politik gekümmert hatte und in weitem Umkreis nur Freunde besaß, so wurde schließlich diese Vermutung fallen gelassen und allgemein als ziemlich bestimmt angenommen, Onkel Scherenzwad — denn so hieß er — sei ausgewandert, zumal die Verunreinigung des Wassers durch die Dömmelbinger Gütte sich immer lästiger bemerkbar machte. Er hatte tatsächlich gesprächsweise erwähnt, daß es weiter nördlich, die Alzette hinunter und die Saane hinauf sich viel schöner und angenehmer leben ließe.

Auf einmal verhielt sich wie ein Rausschneider die Kundschaft, Onkel Scherenzwad sei wieder inland — wenn man in diesem Fall so sagen darf.

Und so war es. Der Heringelährte wußte viel Interessantes von seinen Reisen zu erzählen. Er hatte sich, sagte er, ein wenig in der Welt umgesehen und ein flottcs Leben geführt. Er hörte des öftern allerlei Kompane um sich und verleitete sie zu Ausflügen in die Nachbarschaft, nicht selten zu ungewohnten Stellen. Er hielt sie frei, und er wußte immer die Stellen, wo es die leckersten Dinge zu fressen gab, besonders süßliche Stücke hell anrühiger Kalbsleber, die es sonst im Lauf eines Krebseilers nur sehr selten gab.

„Ich fresse nicht von jeder Leber,“ sagte Onkel Scherenzwad. „Diese dürft Ihr voll Vertrauen und nach Herzenslust genießen, sie stammt von dem bestbekannten Louis aus Bereldingen, der wagenweise in die Stadt an die vornehmste Kundschaft liefert. Ich kenne ihn schon lang, schon von der Zeit her, wo er in Welherdingen seine Kindheit verlebte, ein Großonkel von mir aus dem Kiezelsbach, den ich auf meinen Reisen jetzt wieder sah, erinnere ich seiner auch noch sehr deutlich. Wohl bekomm's.“

Die Schlemmgenossen des Onkels Scherenzwad machten sich gierig über die Leberstücke her und erzählten überall herum, wie herrlich sie lebten. Dabei geschah es ziemlich oft, daß plötzlich das Gewirr von Wasserplanzen — oder was sie dafür hielten —, auf dem die Leber lag, sich nach oben in Bewegung setzte, aber Onkel Scherenzwad lachte und erklärte, das sei ein Strudel, den die Strömung verursachte. Er ließ sich vergnügt mit in die Höhe ziehen, aber wenn er eine Weile nachher vergnügt wieder herumschwamm — die andern waren und blieben verschwunden.

Das glug so lang, bis durch eine Indiskretion die Verräterei des Herrn Scherenzwad ans Licht kam. Jener Louis, mit dessen Bekanntschaft er so viel tat, hatte ihn vor längerer Zeit gefangen und heimlich herauf gebracht, daß er ihm seine Kameraden auf die Fesseln legte, „grabe“ wie gezeichnet Elefanten ihre wilden Genossen den Jägern ins Gehege treiben. Er ließ sich dabei ruhig mitfangen und wurde von Louis jedesmal wieder ins Wasser gesetzt. Abends steckte ihn Louis in einen Sack mit Brennesseln und nahm ihn mit nachhaus, wo Herr Scherenzwad in Freiheit herumkriechen durfte und mit den herrlichsten Lederbissen gesättigt wurde. Er froch seinem Herrn sogar ins Wirtshaus nach und spazierte vor ihm auf dem Tisch herum, wenn Louis seine Humpern trank. Aus der ganzen Umgegend kamen Leute, um den dressierten Krebs zu sehen, und ein Sportsman aus Pfaffenstall hatte Louis dafür sebenhundertfünfzig Franken geboten. Natürlich war er nicht feil.

Dieser Tage mußte Scherenzwad seinen Verrat mit dem Tode büßen. Seine Stammesgenossen rissen ihn in Stücke und schworen sich festerlich zu, seine Kalbsleber mehr anzurühren. Darum geht jetzt der Krebsfang so schlecht.

Mercredi 23. 7. 1924